

daß gerade indische Gesprächspartner sich gegen die geläufige Beschreibung des Gebetes als eines „Gesprächs mit Gott“ eher zur Wehr setzten, weil sie darin zu sehr den Menschen auf eine Stufe mit Gott gesetzt sehen und ihn zuwenig als auf Gott in Anbetung und Ehrfurcht Hörenden zum Ausdruck gebracht finden. Umgekehrt erhielten Grundaussagen der Trinitätslehre und der Pneumatologie in diesem Kontext existentielles Gewicht.

Ermutung für eine stärkere Inkulturation

Die Vollversammlung verabschiedete ein *Schlußdokument* in einer Lang- und einer Kurzform sowie eine Reihe von Empfehlungen, die zusammen mit den Berichten über die Arbeitsgruppen später dokumentiert werden sollen. Das Dokument nimmt mit großer Selbstverständlichkeit – ähnlich wie

Dokumente anderer Bischofsversammlungen – inzwischen seinen Ausgang beim asiatischen Kontext von heute, auf den hin dann die christliche Botschaft als Antwort formuliert wird. In das Dokument wurden einmal die programmatischen Ausführungen Lourdasamys, sodann die verschiedenen Arbeitsergebnisse der Vollversammlung eingebracht. In der vorliegenden Form stellt es eine Ermutung für alle jene dar, die sich um eine stärkere Inkulturation des Christentums in die *verschiedenen* kulturellen Kontexte Asiens bemühen. Das bleibt auch dann bestehen, wenn man weiß, daß der Hinweis auf bestimmte Formen der Meditations- und Frömmigkeitspraxis deshalb ausgelassen wurde, weil nicht alles in allen Teilen Asiens von gleicher Bedeutung ist. Der Hinweis auf die *genuine Befreiung des Menschen* und der Völker blieb dagegen ausdrücklich bestehen; denn einmal sprechen auch päpstliche Dokumente

der letzten Zeit positiv von „Befreiung“, und sodann kann sich die Kirche nicht deshalb den Gebrauch von Ausdrücken positiver Impulse verbieten lassen, weil andere Kräfte dieselben Ausdrücke in ihrem Sinne verwenden.

Auf besonderen Antrag hin wurde im Schlußdokument am Ende um das *Gebet für die Kirchen Asiens* gebeten, „deren Repräsentanten aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage waren, an der Zweiten Vollversammlung in Kalkutta teilzunehmen“: „Es ist paradox, doch obwohl sie abwesend waren, waren sie doch mehr als präsent in unserem Gebet, unserer Liturgie und unserer Diskussion.“ Hinweise auf die verfolgten Kirchen wie auf die Unterdrückten und Marginalisierten und den christlichen Auftrag ihnen gegenüber beweisen, daß die Wahl des Themas tatsächlich keine Flucht darstellte.

H. W.

Kirchliche Entwicklungen

„Habt keine Angst!“

Die ersten Monate des Pontifikats Johannes Pauls II.

Als Kardinal Karol Wojtyła am Nachmittag des 16. Oktober vergangenen Jahres zum Nachfolger des so plötzlich verstorbenen Johannes Paul I. gewählt worden war, konnte er der gespannten Aufmerksamkeit einer breiten Weltöffentlichkeit sicher sein. Daß der theologisch gut eingebaute, denkerisch durchwegs eigenständige, mit reicher Lebenserfahrung als Arbeiter, Schauspieler, Seelsorger, Gelegenheitsschriftsteller und -dichter ausgestattete, sportbegeisterte, aber in seinem Wesen eher introvertierte polnische Kardinal in der katholischen Welt und darüber hinaus Bewunderung und bei den Römern, denen er zunächst als Fremdling erscheinen mußte, geradezu Begeisterungstürme auslösen würde, war nicht zu erwarten gewesen, hat aber nach den weltweiten Reaktionen auf den kurzen Pontifikat des Luciani-Papstes auch nicht überrascht. Wenn allerdings die konservative „Welt“ Johannes Paul II. bereits nach zweieinhalb Monaten Pontifikat, wie in deren Silvesterausgabe 1978 geschehen, zu *ihrem*

„Mann des Jahres“ kürt, dann ist das wieder einmal Vereinnahmung von interessierter Seite, so wie Kirche gegenwärtig oft von den verschiedenen alt- und neokonservativen Gruppen, aus welchen politischen Lagern sie auch kommen, vereinnahmt wird.

Daß sich gerade an den Papst aus Polen starke und zugleich gegensätzliche Erwartungen richteten, war nur natürlich. Katholiken traditionalistischer Prägung erhofften von ihm, der aus einem sehr traditionsbewußten Katholizismus kommt, die Bestätigung ihrer Kirchenvorstellungen und ihrer Glaubens- und Frömmigkeitsformen; die auf einen kirchlichen Wiederaufbruch durch Reformen Hoffenden versprachen sich von dem theologisch und intellektuell führenden Bischof seines Landes als Papst eine energische Öffnung auf die verschiedenen theologischen, kirchlichen und sozialen Problemfelder der Zeit. Daß er diesen Erwartungen nie würde entsprechen können,

mußte jedem kirchlich und politisch, sozial und kulturell einigermaßen Informierten klar sein. Außer Zweifel stand von Anfang an, daß die Wahl eines Nichtitalieners und gerade dieses Papstes Kirchenführung und Papsttum nicht unwesentlich verändern würden.

Persönlichkeit und Stil des neuen Papstes

Nicht drastisch, aber spürbar verändert hat sich in den ersten Monaten des Wojtyła-Pontifikats das *Erscheinungsbild des Papsttums*. Dabei wird manches fortgesetzt, manches intensiviert, was sich als Stil bereits unter Johannes Paul I. abzeichnete, manches aber in andere Richtung gelenkt oder in der Tendenz umgekehrt. Zum Beispiel im Verständnis des politischen Auftrags des Papstes. Die Unterschiede beziehen sich dabei keineswegs nur auf Nuancen. Johannes Paul I. hat Politik eher restriktiv-seelsorglich interpretiert. Politik erschien dort vornehmlich nur als eine in das Ganze kirchlicher Aktivität einzuordnende seelsorgliche Aufgabe. Entsprechend nachdrücklich waren die Einschränkungen formuliert: „sofern sie Aufgabe der Kirche ist“, „soweit sie zu ihrem seelsorglichen Auftrag gehört“. Johannes Paul II. formuliert politische Themen wieder in einer sehr viel unvermittelteren politischen Sprache, spricht von „politischen Systemen“, vom „Recht und der Würde der Nationen“, von traditioneller Diplomatie und Konkordatspolitik. Menschliche Bescheidenheit und Unmittelbarkeit sind sicher Gaben auch des neuen Papstes, aber beide erscheinen weniger psychologisch als persönlichkeitsprägend, sondern sachbezogen: Bescheidenheit als konkrete Dienstbereitschaft unter Zurückstellung des Persönlichen, so stark dieses auch ausgeprägt sein mag. Eine unzweideutige, ebenso bescheidene wie selbstbewußte Formulierung dieses Sachverhalts gab der Papst selbst, als er beim Neujahrsempfang für das Diplomatische Corps beteuerte, die Mittel, die dem Papst im gesellschaftlich-politischen Felde zur Verfügung stünden, seien zwar „arme Mittel“, aber in dieser Zeit enormen Fortschritts „reicher Mittel“ in den politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Strukturen behielten diese „armen Mittel“ ihre volle Bedeutung, „weil sie eng mit dem Primat des Geistigen verbunden sind“ (vgl. *Osservatore Romano*, 13. 1. 79).

Die Unmittelbarkeit ist mehr eine des Sprechens, nicht so sehr der Sprache; diese ist bei Johannes Paul II. eher grundsätzlich, spricht Prinzipien aus, formuliert Imperative und Maximen. Plauderton und narrative Verkündigung vor einer weltweiten Gemeinde liegen ihm fern. Nach anekdotischen Elementen sucht man in den bereits über 100 Ansprachen während der ersten drei Monate vergeblich. Es sei denn, man wolle in der öffentlichen Mitteilung, er habe seit der ersten Begegnung bald nach der Amtseinführung ein besonders herzliches Verhältnis zum italienischen Staatspräsidenten *Pertini* gewonnen (vgl. *Osservatore Romano*, 8. 1. 79), als Neigung zum Episodischen gelten lassen. Aber dort ging es um das Thema Mut-

ter und bei der Mitteilung dieser unerwarteten freundschaftlichen Beziehung auch um eine *captatio benevolentiae*, nachdem der Papst wegen wiederholter entschiedener Ablehnung der gesetzlichen „Liberalisierung“ der Abtreibung von linksliberalen und sozialistischen Publizisten und Politikern scharf angegriffen worden war. Fortgesetzt aber wurde der *Abbau aller höfischen Elemente* im persönlichen Umgangsstil und im öffentlichen Auftreten des Papstes. Albino Luciani wollte den bei Audienzen und großen öffentlichen Auftritten verwendeten Tragstuhl nicht besteigen. Nichts schien ihm schon aus Gründen persönlicher Bescheidenheit widernatürlicher zu sein als das Bild eines über den Massen schwebenden Priesterkönigs. Mit praktischen Argumenten – die Leute wollen den Papst nicht nur hören, sondern auch sehen – ließ er sich dann doch dazu überreden, ihn wenigstens bei den großen Audienzen zu benutzen. Johannes Paul II. hat endgültig auf ihn verzichtet – sehen wollen die Leute den Papst trotzdem, und solange Massenaudienzen mit den unvermeidbaren showhaften, unbeabsichtigt an Starkult erinnernden Elementen stattfinden, wird man sich auf praktische Vorteile der *Sedia gestatoria* oder ihrer Ersatzformen berufen, aber das viele Nichtchristen und Christen ärgernde Sinnbild päpstlicher, institutionell überheblicher Selbstdarstellung ist weg. Den *Majestätsplural* hat in seiner allerersten Zeit schon Paul VI. gelegentlich zu vermeiden gesucht; Johannes Paul I. verwendete ihn nur noch bei besonders feierlichen, das Papstamt sozusagen selbst betreffenden Auftritten. Bei Johannes Paul II. ist er aus der mündlichen Rede ganz verschwunden. Der Papst ist nun wieder erste Person Singular, man könnte auch sagen: nicht mehr scheinbar bloß Institution, sondern wirklich Mensch. Daß bei einer so fordernden Sprache wie der Johannes Pauls II. das „Ich“ trotz liebenswürdiger Verbindlichkeit noch sehr viel autoritätvoller erscheint als das distanzierte „Wir“, wird einmal in die Geschichte sakral motivierter Sprachen in einem total säkularen Umfeld gehören.

Daß Johannes Paul II. kein Mann verstaubten Protokolls ist, hat er bereits bei seiner Amtseinführung und bei seiner ersten Begegnung mit Journalisten gezeigt, als er unverwandt Kinder begrüßte und auf Staatsoberhäupter zuging und als er vor den Journalisten mitten im Gedränge jedem, der ihn erreichte, Rede und Antwort stand. Jetzt wurde – ein Novum in der Papstgeschichte – sogar eine *Pressekonferenz* angekündigt. Sie soll zum Abschluß des Mexikobesuches am 30. Januar in der Katholischen Universität von Mexico City stattfinden (vgl. ds. Heft, S. 107). Der Papst scheint keine Probleme zu haben im direkten Kontakt zu den Menschen – er sucht ihn auf dem Weg zu den Massenaudienzen ebenso wie im Umgang mit den Sacharbeitern und Dikasteriumsleitern der Kurie wie mit den ihn besuchenden Ministern und Staatsoberhäuptern. Der polyglotte Papst, der sich sprachlich noch dauernd weiterbildet, bedarf dabei selten eines Dolmetschers, entsprechend erhalten alle Audienzen, auch solche auf hoher Ebene, stärker den Charakter der persönlichen Begeg-

nung, die offenbar zugleich zum Stilmittel seiner Politik wird. Slawische Herzlichkeit kommt ihm dabei zugute. Wenn er den Sozialisten *Sandro Pertini* oder Roms kommunistischen Bürgermeister *Giulio Argan* auf offener Szene umarmt, dann leitet bei dem Papst aus Polen daraus niemand besonderes Entgegenkommen gegenüber marxistischen Tendenzen ab. Es könnte sein, daß gerade diese Eigenschaft auch ostpolitisch zu Buche schlägt.

Sehr persönlich ist auch sein *Redestil*; es kann sich bei den meisten Audienzansprachen, auch solchen, die nicht improvisiert sind, kaum um Auftragsarbeiten handeln, so unverwechselbar klar, direkt und schnörkelfrei ist die Diktion. Man hat durchwegs den Eindruck, daß die kurialen „Geisterschreiber“ mehr mit der Glättung eventueller sprachlicher Härten als mit Redeentwürfen beschäftigt sind. Da die *Mittwochsaudienzen* (schon unter Johannes Paul I.) gedoppelt wurden – zunächst spricht der Papst zu Kindern und Jugendlichen in St. Peter, erst dann in der unter Paul VI. erbauten und jetzt nach ihm benannten Nervi-Aula –, da es der Papst bei den sonntäglichen Begegnungen zum Angelus es nicht bei einigen kurzen ermunternden Bemerkungen beläßt, sondern gut vorbereitete Kurzansprachen hält und regelmäßige Besuche in Stadtkirchen Roms mit strapazierenden Begegnungen mit der Bevölkerung hinzukommen und die Gelegenheit für Einzelaudienzen auch in den Nachmittag verlängert wurde, fragen sich schon manche an der Kurie, wie ein solcher Tages- und Wochenablauf physisch verkraftet werden kann. Der Papst ist zweifellos ein Mann von imponierender intellektueller wie physischer Arbeitskraft, der Tempo und Dichte der Arbeitsvorgänge bestimmen kann. Er scheint diesen Vorteil gerade in der Anfangszeit zu möglichst allseitiger Information zu nutzen, aber auch dazu, das *Gesetz des Handelns* im kurialen Apparat wie im Kontakt mit dem Episkopat in die Hand zu bekommen und gleichzeitig durch eine breit angelegte Verkündigungs-komponente mit starker Außenwirkung des Papsttums als kirchliche Führungsinstanz in seinem Ansehen zu stärken und bei der katholischen wie bei der nichtkatholischen Bevölkerung Zustimmungsbereitschaft zu wecken.

Ein Schwerpunkt: die Kollegialität

Doch diese Klimaveränderungen beziehen sich ganz vorwiegend nur auf den persönlichen Stil, auf die Art der Amtsausübung und auf die gewandelte Selbstdarstellung des Papsttums. Wie sich dieser Pontifikat mittel- und längerfristig gesamt-kirchlich auswirken könnte, ist eher an den *Schwerpunkten* zu erkennen, denen sich der Papst in den ersten Monaten seiner Regierungszeit zugewandt hat.

Nicht weil er darüber am häufigsten gesprochen hat, sondern weil darin eine klare Absicht zu erkennen ist, muß von diesen Schwerpunkten an erster Stelle die *Kollegiali-*

tätsidee genannt werden. Daß ein Ausbau wenn schon nicht kollegialer Strukturen so doch kollegialer Beratungs- und Handlungsweisen erwartet werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Nachdem beide Nachfolger des in dieser Frage zwar aufgeschlossenen, aber von seinem Amtsverständnis her äußerst behutsamen Paul VI. sich ausdrücklich im Sinne erweiternder Maßnahmen dazu bekannt haben, ist anzunehmen, daß es sich dabei nicht um päpstliche Absichtserklärungen allein handelt, sondern daß dahinter ein konkreter Wille der beiden Konklave und damit des größeren Teils der Kardinäle und des Weltepiskopats steht. Johannes Paul II. hat sich nicht nur in seiner ersten Botschaft nach der Wahl mit starkem Pathos zur Kirchenlehre des Zweiten Vatikanums bekannt und hat dabei den Kollegialitätsgedanken hervorgehoben (vgl. HK, November 1978, 550f.), sondern er hat dieser Festigung und Ausbau, ohne schon auf Details einzugehen, in späteren Ansprachen versprochen. Er hat sich in der Audienz für die Mitglieder des Rates beim Sekretariat der Bischofssynode den Ausführungen seines unmittelbaren Vorgängers in dessen Programmrede (vgl. HK, Oktober 1978, 511) wörtlich angeschlossen (vgl. *Osservatore Romano*, 17. 12. 78), und er hat in einer Ansprache an die Mitglieder des Rates europäischer Bischofskonferenzen die Zusammenarbeit zwischen Episkopaten verschiedener Länder ausdrücklich als „eine der Möglichkeiten, die Kollegialität zu inkarnieren“, anerkannt (vgl. *Osservatore Romano*, 20. 12. 78): „Der Papst und der Heilige Stuhl machen es sich zur Pflicht, solche Organismen zu fördern, wobei es sich versteht, daß nationale oder kontinentale Instanzen sich nicht an die Stelle eines einzelnen Bischofs oder einer Bischofskonferenz in Entscheidungsfragen setzen und daß sie ihre Aktivität in den Rahmen der allgemeineren Orientierungslinien des Heiligen Stuhles in enger Verbindung mit dem Nachfolger Petri einordnen.“

Das ist zwar mit fast montinischer Vorsicht formuliert und sagt noch nichts aus über die Zuständigkeiten, die der Papst der Bischofssynode und den anderen bischöflichen Kollegialformen einmal zubilligen könnte, sofern die Bischöfe sie selber wünschen und auch ausfüllen. Aber Johannes Paul II. hat schon in seinem persönlichen Führungsstil genügend Nähe zur *kollegialen Praxis*, daß ihre Stärkung gesamt-kirchlich gerade unter diesem Pontifikat zu erwarten ist. Schließlich gehört er selbst zu jener jüngeren Generation von Bischöfen, die wesentlich durch das Konzil geformt worden ist. Er ist zugleich ein genügend praktisch denkender Bischof und Papst, den es drängt, das Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanums in die seelsorgliche Praxis umzusetzen. Das merkt man an dem warmen und sehr persönlichen Ton, in dem er bei der ersten Begegnung mit dem römischen Klerus (vgl. *Osservatore Romano*, 10. 11. 78) von einem „Presbyterium“ und den Formen kollegialer Zusammenarbeit in Krakau sprach. Johannes Paul II. war zudem als Bischof und Kardinal selbst in den verschiedenen Äußerungsformen bischöflicher Kollegialität äußerst aktiv – sowohl in der Bischofssynode wie im Rate europäischer Bischofskonferenzen, so

daß er deren Ausbau- und Verbesserungsbedürftigkeit gut aus eigener Erfahrung kennt. Vor dem Rat der Bischofs-synode hat er denn auch auf seine besondere Vertrautheit mit dieser hingewiesen. – Er gehörte bis zu seiner Wahl zum Papst selbst dem Rat an. Im Umgang mit Kollegial-formen und entsprechenden Instanzen wird sich jedenfalls seine Art, die Kirche zu leiten, besonders einprägen.

Das heißt aber nicht, daß der Papst die Kirche weniger persönlich als kollegial leiten möchte. Im Gegenteil! In allen bisherigen Reden und Handlungen, jedenfalls soweit sie nach außen sichtbar und nachprüfbar sind, zeigt dieser Papst ausgeprägten Führungswillen – gegenüber der Kurie und gegenüber dem Episkopat. Er demonstriert nicht nur bereits in der Einarbeitungsphase einen höchst souveränen Umgang mit den verschiedenen Kurieninstanzen, er unterläßt es – man merkt es den Ansprachen bei den Ad-limina-Besuchen verschiedener Bischofsgruppen an – auch nicht, den *Bischöfen* zu raten und sie zu mahnen. Als roter Faden zieht sich durch alle diese Mahnungen die Stärkung der innerkirchlichen Zusammenarbeit und Solidarität – Treue der Priester zum Bischof, Nähe des Bischofs zum Klerus und zu den kirchlich aktiven Laien – als Voraussetzung für eine wiederzugewinnende stärkere Glaubwürdigkeit der Kirche nach innen und außen. Unter Stärkung der Zusammenarbeit ist dabei nichts Technisches gemeint. Sie soll aus dem sakramentalen Boden der Kirche wachsen. „Möge“, so sagte er vor den kanadischen Bischöfen, „die Freude, die das Evangelium in unserem eigenen Leben schafft, ansteckend wirken auf den Dienst der Priester und ihnen wirklichen helfen, was Christus in der Verwirklichung seiner Sendung von ihnen fördert“ (vgl. *Osservatore Romano*, 19. 11. 78).

Daß er im übrigen keine Klerikerkirche will, hat er durch seine Nähe zu den *kirchlich aktiven Laien* – von den Intellektuellen bis zu den Arbeitern – im Erzbistum Krakau gezeigt, und er hat es als Papst unter Berufung auf seine Krakauer Erfahrung in seiner ersten Begegnung mit römischen Laienvertretern versprochen: „Da ich nach 20 Jahren Erfahrung in der Erzdiözese Krakau meinen bischöflichen Dienst in Rom aufnehme, muß ich vor allem erklären, daß ich dem Apostolat der Laien großes Gewicht gebe. Ich habe in bezug auf dieses unter den vorausgegangenen von den hier vorfindlichen sehr verschiedenen Umständen immer versucht, das Beste zu tun“ (vgl. *Osservatore Romano*, 27./28. 11. 78).

Es könnte sein, daß hier sehr bald Schwierigkeiten entstehen, wenn der Papst einmal die Leitlinien über die „große Disziplin“ der Kirche – das Wort stammt von seinem unmittelbaren Vorgänger, es scheint aber auf seinen Nachfolger genauer zugeschnitten zu sein – offen darlegt und er mit den Autonomiebestrebungen und dem entsprechenden Verständnis von der Selbstverantwortung von Laiengruppen und Laienbewegungen in westeuropäischen wie in lateinamerikanischen, aber teilweise auch in afrikanischen und asiatischen Ländern konfrontiert wird. Es kann aber auch sein, daß der Papst gerade aufgrund seiner bisherigen Erfahrungen in einer von außen bedrängten, aber noch nicht von inneren Gegensätzen ausgelagten

Kirche einen neuen Anstoß für das Wachsen eines *neuen kirchlichen Identitätsbewußtseins von Priestern und Laien* geben kann.

Denen, die Dienst tun, Selbstvertrauen vermitteln

Untrüglich sind die Zeichen dafür, daß ihm trotz kollegialer und menschlicher Verbindlichkeit Sachverhalte wie Gehorsam und Disziplin nicht fremd sind und daß er den Priester zwar vor allem *als Seelsorger* versteht, daß aber zugleich sein *Priesterbild* ganz aus den Kräften lateinischer Tradition der letzten zwei Jahrhunderte lebt, freilich auch aus den tiefsten Kräften dieser spirituellen Tradition. Auf dieser Linie liegt auch die Forderung: nicht nur mehr Gebet und Kontemplation, notfalls auch auf Kosten noch so wichtiger seelsorglicher Aktivitäten, sondern auch: Bekenntnis zum Priestertum und Ordensleben als Lebensstand im persönlichen und äußeren Erscheinungsbild. Priester und Ordensleute – so sagte der Papst sinngemäß bereits in mehreren Ansprachen – sollten auch dadurch ein Zeugnis des Glaubens und von der Kirche geben, daß sie in ihrer Kleidung als Priester und Ordensleute erkennbar sind. Für Modifizierungen des Zölibatsgesetzes dürfte dieser Papst wenig disponiert sein. Im Gegenteil! Es gab in der ersten Januarhälfte Gerüchte – den Hinweis gab die immerhin recht seriöse US-amerikanische katholische Nachrichtenagentur NCNS –, die Regeln für *Laisierungsverfahren* würden möglicherweise verschärft; Johannes Paul II. habe jedenfalls noch kein einziges Laisierungsgesuch genehmigt, während Johannes Paul I. in seinen 33 Tagen immerhin eine ganze Reihe von Gesuchen positiv entschieden habe.

Das mögen Vermutungen sein. Was sich real abzeichnet, ist das erkennbare Bemühen, denen die in der Kirche Dienst tun, den Priestern vor allem, neues Selbstvertrauen, ein spirituell vertieftes Bewußtsein ihrer Sendung zu vermitteln. Hinzu kommt eine starke Konzentration auf das *Familienthema*. Fast ein Dutzend Ansprachen waren ihm bisher schon gewidmet. Der Papst nahm Weihnachten und die Zeit zwischen den Jahren immer wieder zum Anlaß, um die Rolle der Familie als Kernzelle christlicher Glaubenseinübung und des Erlernens sozialer Tugenden herauszustellen. Johannes Paul II. hat das Familienthema, nach dem viele Bischöfe schon bei früheren Synoden gerufen hatten, nun endlich auch zum (alleinigen) Beratungsgegenstand der nächsten Bischofssynode (im Herbst 1980) gemacht. Vielleicht wird damit gesamtkirchlich endlich stärker bewußt, daß sich die Zukunft des Christentums als Glaubenstradition und gesellschaftsprägende Kraft davon abhängt, wie Glaube in der Familie gelebt und vermittelt wird. Gerade die Familie drohte in den letzten Jahrzehnten der Kirche zu entgleiten. Und das ist auch eine der Erstursachen für den Rückgang kirchlichen Lebens + jedenfalls in westlichen Gesellschaften. Große Gesetzesänderungen, so in der kirchlichen Ehegesetzgebung, sind kaum zu erwarten, es sei denn, es breche von neuem eine umfassende Diskussion darüber aus. Johannes Paul II.

kommt noch aus einer noch als unverbraucht empfundenen Tradition. Diese will er stärken; das zeigen die häufigen marianischen Akzente, die in fast jeder öffentlichen Rede gesetzt werden und die bisher auch das Familienthema gerade im Blick auf die Rolle der Frau beherrschten. Ja zur Mutterschaft, ja zur ehelichen Treue, das waren besonders häufige Mahnungen während der letzten Wochen. Der Papst nimmt mit Vorliebe das Väterwort von der Familie als „Hauskirche“ wieder auf und versucht diese „Hauskirche“ für das Leben der Gesamtkirche neu zu aktivieren. Die Familie, so sagte er vor dem Rat der Bischofssynode, als er das Thema für 1980 ankündigte, sei „nicht nur Objekt der Evangelisation und der Katechese, sondern vielmehr deren ‚grundlegendes Subjekt‘ (subiectum fundamentale)“ (vgl. Osservatore Romano, 17. 12. 78).

Neue Wegmarken sind von Johannes Paul II. in Sachen *Religionsfreiheit* zu erwarten. Er hat diese neben dem Familienthema am häufigsten angesprochen, besonders vor Diplomaten oder in anderen Äußerungen politischen Inhalts. Die Grundposition ist dieselbe wie bei Paul VI.: Die Kirche will keine Privilegien, aber volle Freiheit des Handelns für sich und für alle Religionsgemeinschaften: nicht nur eine restriktive Kultfreiheit. Johannes Paul II. sagt dies nur noch um einiges nachdrücklicher. Und er will einer säkular denkenden Gesellschaft klarmachen, daß die Religionsfreiheit Grundlage *aller* Menschenrechte ist (vgl. Osservatore Romano, 11./12. 12. 78). Er kann dabei mit starker Zustimmung rechnen, weil er als Papst aus einem Lande kommt, in dem die Kirche stark ist, aber keine Privilegien hat und, da sie sich der regierenden Kommunisten erwehren muß, besonders glaubwürdig wirkt. Deswegen zögert er nicht, diese seine Position, die bei ihm nicht aus einer engen Kirchlichkeit, sondern wie seine Weihnachtsansprache und viele anderen Ansprachen zeigen, aus einer tief erlebten menschlichen Erfahrung kommt, auch *ostpolitisch* umzumünzen. In der Politik gegenüber kommunistischen Regierungen gewiß kein Draufgänger, sondern eher umsichtig vorgehend, hat er beim Neujahrsempfang für das Diplomatische Corps formelle Wünsche aus Ostländern, gerade dieser Pontifikat möge dem Frieden und der Annäherung der Völker dienen, geschickt aufgegriffen, um sie zur nachdrücklichen Forderung nach Wahrung der Menschenrechte zu machen, damit gleichzeitig den Wunsch und das Angebot verbindend, diplomatische Beziehungen mit noch mehr Ländern aufzunehmen (gemeint waren vor allem Ostländer): Er denke dabei „vor allem an solche, die man als akatholisch bezeichnen kann, aber auch an andere“.

Daß er politisch den Weg Pauls VI. fortsetzen will, zeigt auch eine stärker *direkte politische Aktivität des Vatikans* während der letzten Monate: So die neuerliche Entsendung von Kardinal Paolo Bertoli in den Libanon (wohin zugleich ein neuer Nuntius geschickt wurde) und des Kardinals Samorè nach Chile und Argentinien zur Vermittlung im sog. Beagle-Konflikt (vgl. ds. Heft, S. 109). Erst erste Ansätze sind in *ökumenischer Richtung* sichtbar. Daß er ein ökumenisch aktiver Papst sein, aber keine

Schritte unternehmen will, die theologisch nicht genügend vorgeklärt sind, hat er bereits in den ersten Wochen beim Empfang der Mitglieder des Einheitssekretariats bekundet, als er die Möglichkeit der Interkommunion ohne volle Einigung über das Kirchenverständnis deutlich ablehnte (vgl. Osservatore Romano, 19. 11. 78). Daß er es mit der Ökumene ernst meint, zeigt ein Hinweis in der Ansprache an die Mitglieder des Rates europäischer Bischofskonferenzen: Europa müsse heute in ökumenischer Perspektive angegangen werden, denn „nicht das ganze Europa ist katholisch, aber fast das ganze ist christlich“.

Eine neue Entschiedenheit

Was diesen Pontifikat bisher wirklich charakterisiert, sind aber neben erkennbaren Stilveränderungen weniger die bisher erst ansatzhaft wirksamen thematischen Schwerpunktsetzungen, sondern eine *neue Entschiedenheit* in der Amtsführung. Nicht daß er Titel und Würde des Papstamtes jeden Tag hervorhebt. Es fällt auf, daß eine Reihe biblisch fragwürdiger, von Paul VI. noch vielfach verwendeter Papsttitel bei Johannes Paul II. fast nicht mehr vorkommen. „Nachfolger des Petrus“, „Bischof von Rom“, „Haupt des Bischofskollegiums“ sind die häufigsten Selbstbezeichnungen, die er verwendet. Selbstverteidigung der Autorität scheint nicht seine Sache zu sein, aber um so kraftvoller – so ist jedenfalls der erste Eindruck – will der Papst in seiner Amtsführung von seinen Amtsvollmachten Gebrauch machen. Dies wird sowohl in den ersten kirchlichen wie in den ersten politischen Willensbekundungen sichtbar. Der römische Klerus – er hat sich sehr stufenweise und sehr bewußt in sein italienisches und römisches Umfeld eingearbeitet – und die männlichen und weiblichen Ordensleute haben das ebenso zu spüren bekommen wie seine politischen Kontrahenten in Polen wie im Italien diesseits des Tibers. Mit demselben Nachdruck, wie er von Priestern und Ordensleuten ein Leben innerer Sammlung und äußeren Bekenntnisses verlangt, forderte er die italienischen Ärzte auf, in Fragen des ungeborenen Lebens ihre Gewissensfreiheit durchzusetzen, und mahnte die Mitglieder der Katholischen Aktion, sich von keiner Gegengruppe oder Gegenmacht einschüchtern zu lassen. Und mit gleicher Zähigkeit hält er an seiner Reiseabsicht nach Polen zum Stanislaus-Jubiläum im Mai dieses Jahres fest, das in der Zensurierung seiner Weihnachtsbotschaft an die Diözese Krakau durch die polnischen Behörden bereits ein negatives Vorspiel hatte.

Entschiedenheit – jedenfalls im Wort – zeichnete den neuen Papst schon in den ersten Tagen seines Pontifikats aus, als er beim offiziellen Einführungsgottesdienst auf dem Petersplatz ausrief: „Habt keine Angst, Christus anzunehmen und seine Herrschergewalt anzuerkennen... Öffnet seiner rettenden Macht die Grenzen der Staaten, der wirtschaftlichen und politischen Systeme, die weiten Bereiche der Kultur, der Zivilisation und des Fortschritts...“ In mehreren Weihnachtsansprachen hat er

ähnlich formuliert. „Habt keine Angst“, das könnte als Motto über den ersten Monaten des gegenwärtigen Pontifikats stehen. Johannes Paul II, daran besteht kein Zweifel, will sich an die Spitze eines *offensiven Christentums* stellen. Er will für die Kirche nach innen wie nach außen, in Ost und West, im innerkirchlichen wie im ökumenischen Raum Handlungsspielraum zurückgewinnen. Der Papst will den Christen innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche Mut machen.

Obwohl einige Entscheidungen rasch getroffen worden sind, z. B. die Regelung der Nachfolge für seinen Vorgänger in Venedig und seine eigene Nachfolge in Krakau (innerhalb von 8 Tagen wurde Erzbischof *Macharski* – vgl. ds. Heft, S. 112 – ernannt und in St. Peter geweiht), hält sich der Papst aber sowohl mit Detailaussagen als auch mit konkreten Entscheidungen zurück. Manche Kommentatoren sehen darin schon ein gewisses Zögern, das trotz des äußeren Gegenbildes dem „Zaudern“ Pauls VI. nicht unähnlich sei. Doch schon seine ersten Schritte zeigen, daß dieser ebenso deutlich und bewußt seine polnische Herkunft vorzeigende wie seine Rolle als Bischof von Rom betont bejahende Papst ganz auf der Linie einer wieder selbstbewußter erscheinenden Kirche Korsettstangen ins innerkirchliche Leben einfügen und Wegmarkierungen setzen will, um durch Konsolidierung von innen mehr Überzeugungskraft nach außen zu vermitteln. Es steht außer Zweifel, daß innerkirchlich bereits einige Festlegungen getroffen sind. Das gilt sicher für Fragen der priesterlichen Lebensform und den Zugang zum Priestertum, das gilt auch für die Ehegesetzgebung, und es gilt wohl auch in *theologischen* Fragen der Ökumene. Diese Festlegungen scheinen sich aber trotz unvermeidlicher Spannung beim neuen Papst durchaus mit einer noch entschiedeneren Öffnung auf Welt und Gesellschaft zu vertragen. Ob dann die neu eingezogenen Korsettstangen der Kirche noch mehr Beweglichkeit nehmen oder ihren aufrechten Gang stärken und ob die Wegmarkierungen zu sicheren Weg-

weisern werden oder ob diese noch mehr Zweifelnde und Bedrückte irritieren, muß noch offenbleiben.

Die Reise des Papstes nach Mittelamerika und zur Bischofsversammlung nach *Puebla*, auf der er in sehr direkter Weise mit der seiner Lebenserfahrung noch fremden Dritten Welt konfrontiert ist, dürfte eine erste orientierende Antwort bringen. Eine zweite kann von der Art erwartet werden, wie der *Fall Lefebvre* gelöst wird. Durch die Audienz, die der Papst dem abtrünnigen Bischof am 18. November 1978 gewährt hat, ist der Fall neu aufgerollt worden. Anhänger Lefebvres verbreiten seither öffentlichen Optimismus. Es sieht so aus, als ob unter Johannes Paul II. das Verständnis für die Art von Religiosität, wie sie Lefebvre vertritt, gewachsen sei. Deswegen wird von Bedeutung werden, unter welchen Bedingungen der Papst einer Aussöhnung mit der *Ecône*-Bewegung zustimmt.

Was dieser Papst auf jeden Fall verkörpert, ist nicht so sehr kirchliche Reformbereitschaft und auch nicht so sehr ein neues politisches Weltbild der Kirche, sondern – und darin dürften die tieferen Gründe für die feststellbare breite Zustimmung für Johannes Paul II. zu suchen sein – die durch sein Sprechen und Handeln ausgedrückte und gelebte Vorherrschaft des aus dem Glauben kommenden Personalens inmitten des krisenhaft Sozialen und menschenmordender anonymer Strukturen mit schrumpfender Fähigkeit zu menschlicher Mitteilbarkeit. Der Primat des Geistes ist in seinem Sprechen und in seinem Verhalten zu Kirche und Welt zugleich Herrschaft der Person als Strukturierungsprinzip einer diffus gewordenen, den einzelnen in sich selbst verschließenden Gesellschaft, der Organisationen und Apparate und ihrer Fachsprachen. Insofern ist er selbst Verkörperung jener „seelischen Ergänzung“, die Johannes Paul I. als *die* Aufgabe der Kirche in einer Gesellschaft proklamiert hat, die in Gefahr sei, „den Menschen auf einen Automaten zu reduzieren und das brüderliche Zusammenleben zu einer konstruierten Zwangsgemeinschaft zu machen“. *D. A. Seeber*

Interview

Was kann uns heute das Naturrecht bedeuten?

Ein Gespräch mit Prof. Wolfgang Kluxen

Ist das Naturrecht im heutigen Denken endgültig außer Kurs geraten, oder steckt nicht gerade hinter der neu aufgebrochenen Debatte über die Grundlagenkrise der Ethik und über die sog. Grundwerte in Politik und Gesellschaft

eine mehr oder weniger eingestandene Auseinandersetzung über das, was Naturrecht eigentlich aussagen will, die geschichtliche und personale Identität des Menschen als Maßstab der zu gestaltenden rechtlichen und politi-